

Dr. Siegfried Seifert

Stiftung Weimarer Klassik

“Wie ein großes Kapital” – Göttingen und Weimar begegnen sich.

*Vortrag in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek, Paulinerkirche,
Göttingen am 20. 1. 2002*

Ich gestehe es offen, meine Damen und Herren, ich trete mit einiger Beklommenheit vor Sie hin. “Wie ein großes Capital” – wohl die meisten von Ihnen könnten den Kontext dieser von Goethe entlehnten Formulierung nennen, jene Stelle in den “Tages- und Jahreshften zum Jahr 1801” über die berühmte Göttinger Bibliothek; “Man fühlt sich wie in der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet”. (Goethe: Weimarer Sophien-Ausgabe = WA. I, 35, S. 97.) Sie alle kennen auch die umfassende Bemühungen Ihrer Bibliothek aus dem Jubiläumsjahr 1999, den Hintergrund dieses Satzes, das intellektuelle Kräftefeld von Goethes Beziehungen zu Göttingen überhaupt, zu erhellen, durch eine eindrucksvolle Ausstellung, einen vorzüglichen Katalog („Der gute Kopf leuchtet überall hervor“. Goethe, Göttingen u. die Wissenschaft / hrsg. von Elmar Mittler [u. a.] Göttingen 1999) hierzu sowie einen inhaltsschweren Sammelband mit wissenschaftlichen Studien. („Göthe ist schon mehrere Tage hier, warum weiß Gott und Göthe“. Vorträge zur Ausstellung „Der gute Kopf ...“, 6. Juni – 3. Sept. 1999 / hrsg. von Elmar Mittler. Göttingen 2000.) Beispielhafte Publikationen, herausgegeben und erarbeitet von Elmar Mittler und seinen Mitarbeitern in Göttingen. Wozu also noch hier und heute darüber reden? oder anders gefragt: Kann man überhaupt noch Neues hierzu sagen? Auf jeden Fall scheint es nicht möglich, auf Goethe zu verzichten, zumal wenn man aus Weimar kommt.

Und auch das gestehe ich, es gab auch einen sehr subjektiven Beweggrund, mich zu melden, als die Anfrage zum heutigen Vortrag an die Stiftung Weimarer Klassik herangetragen wurde. Im Frühjahr 1990, fast auf den Monat genau vor 12 Jahren also, bin ich nach Göttingen gefahren, - es war die erste Reise überhaupt in den “Westen”, wie man damals bei uns sagte, die nun, nach dem Fall der Mauer, möglich war. Damals bin ich gefahren, weil ich den Mythos Göttingen, den ich in meinen Arbeiten über Bibliotheks- und Bibliographgeschichte in den 70er und 80er Jahren gewissermaßen nur virtuell, nur als historisches Phänomen anhand der Quellen und der wissenschaftlichen Literatur studieren konnte, endlich kennenlernen wollte. Als ich damals die Gedenktafel am Haus Goetheallee 11/12 entdeckte, wußte ich, daß ich „angekommen“ war. Hier hatte bekanntlich Goethe 1801 vier Wochen

beim “musikalischen Instrumentenmacher” Johann Paul Krämer mit seinem 11jährigen Sohn August und dem Diener Geist gewohnt. Mit Dankbarkeit erinnere ich mich auch daran, wie mir damals Herr Reimer Eck die erste wirkliche Begegnung mit der Göttinger Bibliothek in kollegialer Liebesswürdigkeit erleichtert hat.

Natürlich rechtfertigt all das letztlich nicht, daß ich heute wieder hier bin, selbst wenn Ihre Bibliothek seitdem wichtige Schritte zur Erneuerung ihres historischen Raumes getan hat, es also viel Neues zu sehen gibt. Schon die gegenwärtigen Ausstellungen, die den Hintergrund für diese Vortragsreihe bilden, wären eine Reise wert. Und dennoch, es muß schon gefragt werden, was wir heute noch Interessantes an der historischen wie gegenwärtigen Begegnung Göttingens und Weimars finden und benennen können. Was mir ein wenig Mut gemacht hat, heute zu versuchen, darüber zu sprechen, war die – vielleicht nicht besonders originelle, aber doch nicht so häufig getroffene – Feststellung, daß ein permanentes und besonderes “Begegnen” mit Göttingen für Goethe auch nach jenen berühmten fünf Göttinger Wochen des Jahres 1801 bewußt betrieben wurde, ja für ihn – wie übrigens auch für andere Weimaraner dieser Jahrzehnte, beispielsweise Johann Gottfried Herder - eine Selbstverständlichkeit war. Und das betrifft in besonderer Weise auch Goethes berühmten Bibliothekssatz und seine Entstehung. Versuchen wir, dazu einiges in Ihre Erinnerung zu rufen.

Es ist ja nicht so, meine Damen und Herren, daß dieser klassische Satz vom “großen Capital” und seinen “unberechenbaren Zinsen” Goethe gewissermaßen genialisch angesichts des Phänomens selbst aus der Feder geflossen ist. Er ist Ergebnis ernsthafter, ja angestrebter gedanklicher und sprachlicher Arbeit. Wir wissen aus Goethes Tagebüchern, daß er erst 1819, 1824 und 1825, also zwei Jahrzehnte nach dem Ereignis selbst, mit Unterbrechungen speziell an dem Text der “Tages- und Jahreshefte zum Jahr 1801” mit dem Göttinger Aufenthalt als Zentrum gearbeitet hat.(s. hierzu den Kommentar in der WA, I, 35, S. 279 ff.) Diese 1830 in der Ausgabe letzter Hand erstmals gedruckten, von ihm bis dahin als “Annalen” bezeichneten Texte waren Teil der Niederschriften “als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse” zu den Jahren 1794 bis 1822. Sie sind zu einem unverzichtbaren Zeugnis des Goetheschen Alterswerkes geworden, ein weit über den biographischen Grund hinaus bedeutender Spiegel der Welt- und Geschichtssicht Goethes in einer Epoche welthistorischer Umbrüche an der Wende zum neuen, bürgerlich-industriellen Zeitalter. Geprägt werden sie von jenem durchgehenden Willen zur Analyse und Historisierung des eigenen Lebensganges und der Epoche und gehören insofern zum großen Vermächtnis des alten Goethe, des Dichters der “Wanderjahre” und des “Faust” II. Und sie sind auch ein wichtiges literarisches Werk; aus vollem Grund hat sie die Weimarer Sophienausgabe der sämtlichen Werke, Tagebücher und

Briefe Goethes nicht in die Abteilung III (“Tagebücher”), sondern in die erste Abteilung, die dem literarischen Werk gewidmet ist, aufgenommen.

Wir wollen heute vom “Begegnen” sprechen, und das, meine Damen und Herren, ist vielleicht keine ungeeignete Bezeichnung für die Genese des hier zur Rede stehenden klassischen Goethe-Satzes. Am 8. Juni 1801, fast am Ende seines ersten kurzen Göttinger Aufenthalts auf dem Weg zur Kur nach Pyrmont, diktierte Goethe dem Diener Geist in das sorgsam geführte Reisetagebuch: “Nachmittag auf der Bibliothek, die Einrichtung und Ordnung, besonders der Catalogen, die Aufstellung derselben nach Ordnung des Realcatalogs. Ausleihen der Bücher und s. w. welches alles näher notirt werden muß”. (Katalog „Der gute Kopf...“, S. 230; dort auch die Wiedergabe der Handschrift aus der „Acta der Reise nach Pyrmont. 1801“.) Auf engstem Raum wichtige und – zumindest für einen Bibliothekar – besonders aufschlußreiche Mitteilungen, die einen größeren gedanklichen Kontext evozieren, zumal Goethe selbst mit dem Hinweis auf das nötige “nähere Notieren” die Tür nicht nur offenhält, sondern sich selbst gewissermaßen in die Pflicht nimmt.

Wird hier nicht vielleicht schon angedeutet, welche dauerhafte Bedeutung diese Aufzeichnungen für Goethe behalten sollten? Wir wissen durch Goethes Notizen und durch seine Mitarbeiter Riemer und später Eckermann, daß er bei der Abfassung der “Annalen” seine eigenen Tagebuchaufzeichnungen nicht nur schlechthin hervorholte, sondern befragte, mit ihnen arbeitete, sie exzerpieren ließ, sie “schematisirte” und “rubrizirte”. Dieses “Begegnen” mit der konkreten Erinnerung an Göttingen führte stufenweise in einen konsequenten Prozeß der Objektivierung und Stilisierung hinein. Die empirischen Notizen von 1801 wurden gedanklich verdichtet, mündeten in eine übergreifende Synthese, eine Aussage von hohem gedanklichem und stilistischem Anspruch. Es verwundert nicht, daß dabei die Bindung an das konkrete Tagesdatum aufgehoben wurde, aufgehoben zugunsten eines fortlaufenden, in sich strukturierten Gedanken- und Reflexionsflusses, der nach neuen, eigenen Prinzipien komponiert wurde. Die ursprüngliche Empirie des Göttinger Tagebuchs wurde nun einer höheren Ordnung unterworfen.

Befragen wir erneut die Texte hierzu. Im Tagebuch vom 8. Juni 1801 ist vermerkt – und so ist es ja wohl in der Tat gewesen –, daß am Vormittag ein Besuch des Botanischen Gartens stattfand. Begleitet wurde Goethe von Prof. Georg Sartorius, der gewissermaßen als wissenschaftlicher Cicerone die Gastfreundschaft der Göttinger “Gelehrtenrepublik” in diesen Tagen und Wochen verkörperte. (Wir kommen noch auf ihn zurück.) Mit Prof. Georg Franz Hoffmann, dem Direktor des Botanischen Gartens, fand Goethe einen “wohl unterrichteten und angenehmen Mann”. Daß die Anregungen, die von den Gesprächen mit Hoffmann

ausgingen, im Text der “Annalen” zu 1801 aber an einer späteren Stelle eingeordnet und dort zusammenfassend dargestellt werden, bestätigt erneut die eigenen Kompositionsprinzipien dieses Textes. Im 1801 niedergeschriebenen Tagebuch schloß die Notiz zum Botanischen Garten mit der lakonischen Bemerkung “Neues englisches Werk”; offensichtlich hatte Hoffmann ein solches genannt, da Beispiele der Flora der australischen Botany Bay im Botanischen Garten zu sehen waren und als Gesprächsstoff dienten. War das nicht eine Art Übergang zum anschließenden nachmittäglichen Bibliotheksgang, bei dem er eventuell fragte, ob sich dieses “neue englische Werk” in der Göttinger Bibliothek befand? (Der in Arbeit befindliche Band 3 der neuen Weimarer historisch-kritischen Edition der Goetheschen Tagebücher müßte im Kommentar solchen Fragen nachgehen.) In den “Annalen” jedoch stellt Goethe einen völlig anderen Zusammenhang her. Nunmehr geht dem Bibliotheksgang der Besuch der Universitäts-Reitbahn im Text direkt voran, die Goethe ebenfalls am Vormittag des 8. Juni aufsuchte, übrigens in Begleitung zweier Studenten, eines Sohnes von Charlotte Kestner aus Wetzlar und des jungen Achim von Arnim. In diesem Falle bewahrte Goethe bewußt die ursprünglich mehr zufällige direkte chronologische Nähe und stellte mit den Begriffen “Treten, Laufen, Rennen” (WA I, 35, S. 96), die das bewegte Treiben einer Pferdereitbahn umschreiben, einen kräftigen Kontrast her, um das Eigentümliche des Bibliothekserlebnisses umso auffälliger hervortreten zu lassen: “Von da zu der allerruhigsten und unsichtbarsten Thätigkeit überzugehen, war in oberflächlicher Beschauung der Bibliothek gegönnt; man fühlt sich wie in der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet”. (WA I, 35, S. 97.) Wahrlich ein vollendeter Spannungsbogen, eine Steigerung zur großen Aussage, wie sie in einem Satz wohl nicht artifizierter in die Sprache gebracht werden konnte. Die einleitenden direkten grammatisch-sprachlichen Superlative (“allerruhigst”, “unsichtbarst” – ein heutiger Lektor würde sie wohl als grammatische Fehler anmerken) münden in Superlative anderer Art, die es in sich haben. Auf den ersten Blick sind diese trocken ökonomisch-kommerziell (“Capital”, “Zinsen”), offerieren aber sofort einen übergeordneten metaphorischen Sinn, werden mit dem Bild der “unberechenbaren Zinsen” zur adäquaten Metapher eines kulturellen Phänomens, dem Goethe hohe Produktivität beimißt. Das ist weit mehr als das “nähere Notiren”, das er sich schon 1801 vorgenommen hatte!

Goethes berühmter Satz wird zum Beispiel für das gravierende übergreifende Prinzip des Goetheschen Altersstils, ja eines Grundprinzips der klassischen Ästhetik überhaupt, nämlich im Besonderen das Allgemeine zu spiegeln und durch eine hohe sprachliche Form die Aussage in Unendliche, letztlich ins Symbolische, zu erweitern. Nicht von ungefähr erinnert

der Bibliothekssatz in seiner konzisen Verdichtung an den aphoristischen Stil der „Zahmen Xenien“, die in den gleichen Jahren entstehen.

Seine sprachliche Gestalt findet die Aussage dadurch, daß Goethe hier ein wichtiges inhaltliches Prinzip adäquat stilistisch umsetzt, das er – ausgehend von naturwissenschaftlichen Zusammenhängen – als „Polarität und Steigerung“ bezeichnete. Das neue Goethe-Handbuch definiert dieses Prinzip als Formel „für das Vermögen sowohl der belebten als auch der unbelebten Natur und ihrer Geschöpfe zur dynamischen Entwicklung und Ausdifferenzierung“. (Petrer Huber in: Goethe-Handbuch. Bd. 4/2. Stuttgart ; Weimar 1998. S. 863-864.) „Steigerung“ bezeichnet dabei immer einen Prozeß der Entwicklung von Niederen zum Höheren, eine Evolution „in immerstrebendem Aufsteigen“ (WA, II, 11, S. 11). Friedrich Wilhelm Riemer hat aus einem Gespräch vom 24. 3. 1807 Goethes Bemerkung überliefert: „Die Formel der Steigerung läßt sich auch im Ästhetischen und Moralischen anwenden“. Gerade die „Annalen“ sind ein Beispiel dafür, daß Goethe keine prinzipielle Trennung in der literarischen Gestaltung von mehr dokumentarischer Beschreibung und höherer poetischer Form sah. Es ging nur um verschiedene Stufen der Erfassung des Allgemeinen im Besonderen, im Verhältnis vom Empirie und Verallgemeinerung. Wo hier Polarität zu finden ist, liegt auf der Hand. Es ist ja nicht so, daß Goethe den Besuch der Reitbahn als etwas Fremdes oder gar Unangenehmes empfindet, wenn auch eine deutliche Neutralität in der Beschreibung im Vergleich zur Bibliothek unverkennbar ist. Doch die Polarität der letztlich mit vordergründiger Bewegung und Eile, ja Hektik verknüpften Spezifika einer Pferde-Reitbahn zum „allerruhigsten“ Phänomen bibliothekarischer Arbeit, ist unverkennbar. Es ist der Gegensatz zum geduldigen, systematischen Speichern von Sprache, Literatur und Kultur, das erst ein unablässiges Studieren ermöglicht. Daraus erwächst offensichtlich die „Steigerung“, die Goethe darzustellen wünschte, die er mit anspruchsvoller Metaphorik gestaltet. Goethe steigert die Spannung bis aufs Äußerste: Bevor der „Bibliothekssatz“ einsetzt, betont er noch einmal das Motiv der Eile, spricht von einer „oberflächlichen [d. h. kurzen, ersten, vorläufigen. – S. S.] Beschauung der Bibliothek“. Doch dann sofort die aufs äußerste komprimierte Synthese! Das Thema des unendlich offenen, aber geordneten Prinzipien folgenden Prozeßhaften der bibliothekarischen Arbeit und ihrer Produktivität, darum ging es, dafür setzte Goethe seine gestalterischen Mittel ein. Es ist spekulativ, aber nicht unwahrscheinlich, daß Goethe 1801 noch nicht zu einer ökonomisch grundierten Metaphorik gegriffen hätte und sie so hoch artifiziell über ihre begrenzte Konkretheit hinausgeführt hätte.

Es muß vor Ihnen, meine Damen und Herren, nicht ausgeführt werden, welche komplexen und vielfältigen Erfahrungen hier mitschwingen. Ich meine Goethes praktische wie theoretische Bemühungen um bibliothekarische Fragen, verstärkt natürlich ab 1797, als er mit seinem Ministerkollegen Christian Gottlob Voigt die Oberaufsicht über die Weimarer herzogliche Bibliothek übernahm. Dennoch sollte man sich die Frage stellen, welche besonderen Hintergründe diesen Prozeß der Objektivierung und Verallgemeinerung anfangs der 20er Jahre, den wir mit der Genese von Goethes Bibliothekssatz verbinden können, geprägt haben. Man kommt am ehesten zu einigen Antworten, wenn man versucht, einige Folgen und Weiterwirkungen des Erlebnisses der Göttinger Bibliothek, ja des wissenschaftlichen Kosmos insgesamt, dem Goethe mit dem Göttinger Erlebnis begegnete, zu benennen.

Für Goethe bedeuteten seine Göttinger Erkenntnisse auch ein wertvolles Zeugnis für die Bewahrung und Tradiierung eines universellen Wissenschaftsbegriffs in einer schwierigen und in Goethes Augen in manchem gefährlichen und zerstörenden Umbruchszeit. Die praktische Verwirklichung des bewährten wissenschaftlichen Ideals und damit die Möglichkeit, es produktiv zu nutzen, sah Goethe in der Göttinger Bibliothek verkörpert. Sie wird zum Ideal und Maßstab für alle seine anschließenden bibliothekarischen Gedanken und Aufgaben. Voller Respekt schreibt er von Jena aus am 19. Januar 1802, also unmittelbar nach dem Göttinger Aufenthalt, an Schiller: „Indem ich in das ...[Jenaer] akademische Bibliothekswesen hinein sehe, und die Idee eines virtuellen Katalogs, der drey, im Lande [in Weimar und Jena, gemeint ist die Weimarer herzogliche, die Jenaer akademische und die Jenaer Schloßbibliothek mit der Büttnerschen Bibliothek – S. S.] bestehenden, Bibliotheken, auszuführen trachte, muß ich auch in die ungeheure Empirie des Litterarwesens hineinschauen, wo einem denn doch, wenn man auch die Forderungen noch so hoch spannt, manches respectable Streben und Leisten entgegen kommt“. (WA, IV, 16, S. 11-12.) Sie werden mir zustimmen, daß Goethe hier nur die Göttinger Bibliothek im Sinne haben kann, ohne das *expressis verbis* auszusprechen, er hier gewissermaßen eine Vorstufe zu seinem berühmten Bibliotheksspruch markiert. Und die Göttinger Erfahrungen sollten in der Tat in den nächsten zwei Jahrzehnten ständig wieder apostrophiert werden, zunächst in Verbindung mit dem erwähnten Plan eines Weimar-Jenaischen Gesamtkatalogs, zu dem Goethe sofort nach seiner Rückkehr aus Göttingen, im November 1801, mit dem Jenaer Bibliotheksdirektor Johann Samule Ersch intensive Gespräche mit konkreten Festlegungen geführt hatte. (Ersch war übrigens mit der Göttinger Bibliothek, in der er mehrmals als Benutzer gearbeitet hatte, und insbesondere mit Jeremias David Reuß, wohlbekannt.) Doch nicht der Plan dieses

„virtuellen Katalogs“, der letztlich an den objektiven Voraussetzungen scheiterte, transportierte schließlich die Göttinger Errungenschaften nach Weimar und Jena, sondern die grundlegende Reorganisation der Jenaer Universitätsbibliothek, die 1817 bis 1820 unter Goethes Leitung vollzogen wurde. Doch schon auf dem Weg dahin bleibt das Göttinger Bibliothekssystem präsent. Nur zwei Beispiele will ich nennen. Zuerst bekannte Sätze aus Goethes „Winckelmann“-Schrift von 1805: „Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anstatt daß man sie jetzt, bei dem schnellen Fortschreiten der Wissenschaften, bei dem zweckmäßigen und zwecklosen Anhäufen der Druckschriften, mehr als nützliche Vorratshkammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzusehen hat, so daß ein Bibliothekar, weit mehr als sonst, sich von dem Gange der Wissenschaft, von dem Werth und Unwerth der Schriften zu unterrichten Ursache hat, und ein deutscher Bibliothekar Kenntnisse besitzen muß, die für's Ausland verloren wären“. (WA I, 46, S. 46.) Interessant diese Erörterung aktueller wissenschaftsgeschichtlicher und –praktischer Fragen, dieses Abwägung von Gewinn und Verlust im Verhältnis von Tradition und notwendigem Fortschritt. Und wo Goethe die „deutschen Bibliothekare“ ansiedelte, die die unentbehrlichen Traditionslinien aufrecht erhalten, ist unschwer zu erraten. Ganz anders, nämlich bibliothekspraktisch orientiert, sind Überlegungen aus dem Jahre 1814, die in einer „Acta, die Geschäfte eines Bibliothekars betreffend“ überliefert sind. (Zum folgenden s. Irmtraut Schmid: Goethe als Begründer der Bibliothekswissenschaft? – In: Impulse. Aufsätze, Quellen, Bericht zur dt. Klassik u. Romantik. Folge 9. Berlin ; Weimar 1986. S. 339-354.) Kurz gesagt, ging es um die Haltung zu dem Streit zwischen dem Dresdner Bibliotekar Friedrich Adolf Ebert und dem Münchener Martin Schrettinger. Im Mittelpunkt stand für Goethe und seine Mitarbeiter das Verhältnis zur Systematisierung und entsprechenden Katalogisierung großer Bibliotheksbestände, eine Frage, die – besonders in München – durch den enormen Bestandszuwachs infolge der Säkularisierungen zu lösen war. Traditionelle systematische Aufstellung, die der überkommenen Fakultätsstruktur oder enzyklopädistischen Wissenschaftsklassifikationen der Aufklärung verppflichtet war, oder eine pragmatischere sogenannte „Gruppenaufstellung“ wie in München in einem lockeren Fachsystem, das der Entwicklung der Wissenschaft, insbesondere der naturwissenschaftlichen Disziplinen, Rechnung zu tragen suchte, und die Auswirkungen dieser Entscheidungen auf das Katalogsystem, das war die Frage. In diesem zunächst für Weimar noch theoretischen Streit favorisierte z. B. Goethes Mitarbeiter Christian August Vulpius eindeutig den systematischen Realkatalog. (Vulpius hatte nach 1802 die Bibliothek des 1801 verstorbenen früheren Göttinger Professors Christian Wilhelm Bütter, die Herzog Carl August 1781 gekauft hatte

und im Jenaer Schloß aufstellen ließ, nach dem Göttinger Vorbild aufgestellt und kataklogisiert, gewissermaßen ein vorbildliches und gut benutzbares Minimodell von Göttingen geschaffen. Er wehrte sich natürlich dagegen, daß diese Arbeit bei der Einfügung der Schloßbibliothek in die neue Universitätsbibliothek durch ein anderes System zunichte gemacht wurde, konnte dies aber dann doch nicht verhindern.) Auch Goethe vertrat die Favorisierung des Realkatalogs, nicht zuletzt wegen des bedeutenden, leider von der bibliothekswissenschaftlichen Forschung bisher kaum zur Kenntnis genommenen Weimarer Realkatalogs von Johann Christian Bartholomäi, der zwischen 1758 und 1776, also noch vor Goethes Bibliotheksleitung, entstanden war und bis in unsere Tage eine wichtige Säule der Weimarer bibliothekarischen Arbeit gewesen ist. Aber natürlich hatte Goethe auch die Vorzüge des Göttinger Realkatalogs im Kopf. (s. hierzu: S. Seifert: „Niemand wird läugnen, daß ein Real-Catalog das Fundament einer jeden Bibliotheks-Anstalt sey“. – In: Historische Bestände der Herzogin Anna Amalia Bibliothek zu Weimar. München 1992. S. 55-92.) Nun, 1817 in Jena, waren solche Grundsatzentscheidungen zu treffen vor der Neuaufstellung und – katalogisierung eines Bestandes von ca. 80000 Bänden. Zunächst bildete das große Göttinger Beispiel des zugleich als Standortkatalog dienenden Realkatalogs, das wir der 1790 begonnenen Katalogreform von Jeremias David Reuß verdanken, das stets im Kopf präsente Vorbild. Nur so sind die erneut fast klassischen Sätze zu erklären, die in einem Votum Goethes zu Beginn der Jenaer Reorganisation im Oktober 1817 zu lesen sind: „Niemand wird läugnen, daß ein Real-Catalog das Fundament einer jeden Bibliotheks-Anstalt sey, er gibt die Übersicht des Reichthums und der Lücken und setzt sowohl den Oberbibliothekar als andre Theilnehmer in den Stand, zweckmäßig zu vermehren.“ (zitiert bei S. Seifert, S. 86.) Hier haben Sie wieder ein besonderes Beispiel jenes „näheren Notirens“ Göttinger Erfahrungen von 1801 nach nunmehr schon anderthalb Jahrzehnten Abstand. Das war die schöpferische Reflexion über den Tagebucheintrag von 1801 „Nachmittag auf der Bibliothek, die Einrichtung und Ordnung, besonders der Catalogen, die Aufstellung derselben nach Ordnung des Realcatalogs“ (WA, III, 3.) Nun, in Jena erwies sich die „Göttinger“ Lösung für Aufstellung und Katalog aus den verschiedensten Gründen, die hier nicht dargestellt werden können, als nicht durchführbar. Der Jenaer Bibliothekar Guldenapfel hat, und Goethe akzeptierte das schließlich, ähnlich wie Schrettinger in München eine „Gruppenaufstellung“ von 32 Hauptfächern mit vielen Untergruppen realisiert, die sich am Beispiel der in der Redaktion der Jenaer „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ in den 90er Jahren ausgearbeiteten „Enzyklopädischen Tafeln“ orientierte und insgesamt moderner und für die Jenaer Universitätsbedürfnisse praktikabler war. Doch die Verknüpfung von Aufstellung und einem

entsprechenden Standortkatalog, eine der großen bibliothekarischen Novitäten in Göttingen, hat man auch mit diesem System beibehalten. Aber weitaus wichtiger und wirkungsvoller war, daß Goethe und seine Mitarbeiter in Jena insgesamt dem großen Vorbild Göttingens umfassend nachfolgten. Die drei Säulen der Göttinger Bibliothekskonzeption – systematischer Bestandsaufbau auf der Grundlage einer klaren Wissenschaftskonzeption und eines festen Erwerbungssetats, zum anderen vorbildliche Erschließung durch ein wissenschaftliches Katalogsystem sowie schließlich großzügige Liberalisierung der Benutzung der Bestände – diese gewissermaßen klassischen Grundsätze, - sie bildeten auch die Grundprinzipien der Jenaer Bibliotheksreform und wurden durch strenge Reglements unter Goethes Oberaufsicht festgeschrieben und verwirklicht. Mit enormen Krafteinsatz des immerhin schon fast siebzigjährigen Ministers und Chefs Goethe und seiner Mitarbeiter war eine moderne wissenschaftliche Gebrauchsbibliothek entstanden. Hatte Goethe schon zu Beginn der Reorganisation in dem Memorandum „Museen in Jena“ apodiktisch geschrieben: „Die Bibliothek ist ihrer Natur nach zur allgemeinsten Benutzung bestimmt“ (WA, I, 53, S. 300), so schreibt der Jenaer Bibliotheksdirektor Göltenapfel am Ende dieser großen Kraftanstrengung 1820: „Die Bibliothek ist das Universal-Institut der Akademie, jedem Einzelnen, er sey von welchem Fache er wolle, den Lehrern wie den Studirenden, zum Gebrauche offen; dieselbe zu neuem Glanze emporzuheben, heißt der Akademie ihre erste Zierde sichern, und zugleich für ihr notwendigstes Bedürfnis zu sorgen“. (zitiert nach: Bohmüller, Lothar/Marwinski, Konrad: Bibliotheksalltag 1820. Jena 1988. S. 5.) Wie man sieht hatten auch Goethes Mitarbeiter die Göttinger Lektionen begriffen. Es überrascht daher nicht, daß der große Göttinger Gelehrte Johann Friedrich Blumenbach, dem Goethe im Oktober 1820 voller Stolz die neue Bibliothek zeigte, das Göttinger Vorbild erkannte und benannte. Er sagte u. a. „Was die Göttinger Bibliothek in Ruf gebracht hat, ... ist, abgerechnet die Menge der Bücher, besonders der uneingeschränkte Gebrauch derselben“. (Bohmüller/Marwinski, S. 70.)

Wozu, meine Damen und Herren, dieser relativ ausführliche Exkurs? Er möge der Beweis sein für meine eingangs ausgesprochene These, daß der berühmte, um 1820 entstandene Bibliothekssatz Goethes, seine ideelle Verdichtung und aphoristisch-metaphorische Sprachgestalt, in der Tat das Ergebnis ununterbrochener und ernsthaftester gedanklicher wie praktischer Auseinandersetzung mit der Göttinger Bibliotheksidee war. Wie so oft blieb Goethe dabei nicht bei der theoretischen Reflexion stehen, sondern nutzte seine bibliothekarischen Aufgaben in Weimar und Jena zur Erprobung und Anwendung seiner Göttinger Erfahrungen. Insofern also nochmals die Gewißheit, daß es sich hier um einen

eindrucksvollen Prozeß der „Steigerung“ im Goetheschen Sinne handelt. Quod erat demonstrandum.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, lassen Sie mich abschließend zu einem anderen Feld der permanenten Begegnung Goethes und Weimars mit Göttingen kommen, ich meine Goethes Beziehungen zu dem Göttinger Historiker Georg Sartorius. Zunächst einige Fakten. Der 1765 in Kassel geborene Sartorius gehört zur mittleren Generation in der großen Zeit der Göttinger Universität und Geschichtswissenschaft. Als Wissenschaftler war er ein genuines Göttinger “Gewächs”, studierte in Göttingen und blieb hier sein Leben lang. Sein Aufstieg vollzog sich kontinuierlich bis zur ordentlichen Professur 1802. Diese Laufbahn schloß auch Aufgaben in der Universitätsbibliothek ein, wo er zuerst ab 1786 als Akzessist, ab 1788 als Sekretär und schließlich ab 1794 als Custos tätig war. Die Mitarbeit an den “Göttingischen Gelehrten Anzeigen” war selbstverständlich, aber auch der “Göttinger Musenalmanach” zählte ihn zu seinen Autoren. All das prädestinierte ihn zu der bereits erwähnten Aufgabe, Goethe 1801 als ständiger Helfer zur Verfügung zu stehen. Goethes Tagebuch nennt ihn nahezu täglich, oft mehrmals. Aus der Rückschau der “Annalen” gedenkt Goethe “der freundlichen Theilnahme des Professors Sartorius..., der in allem und jedem Bedürfen... mit Rath und That fortwährend zur Hand ging, um durch ununterbrochene Geselligkeit die sämtlichen Ereignisse meines dortigen Aufenthaltes zu einem nützlichen und erfreulichen Ganzen zu verflechten”. (WA, I, 35, S. 109.) Der Begriff der “Geselligkeit” zeigt, daß Goethe offensichtlich auch Sartorius’ Gabe des ungezwungenen Umgangs und der integrativen Vermittlung von Kontakten mit der berühmten Göttinger Professorenschaft schätzte. Von Christian Gottlob Heyne über den schon 75jährigen Johann Stephan Pütter, August Wilhelm Schlözer, Christoph Meiners, Gustav Hugo, den bereits erwähnten Georg Franz Hoffmann, Friedrich Bouterwek und anderen spannte sich der Bogen bis zu dem mit Goethe bereits bekannten Johann Friedrich Blumenbach. (Dabei soll nicht vergessen werden, daß Goethe schon 1783, bei seinem ersten, kurzen Göttinger Aufenthalt, den Kontakt zu den Göttinger wissenschaftlichen Größen gesucht und beispielsweise eine Vorlesung Lichtenbergs besucht hatte.) Alle Altersgruppen, viele, auch naturwissenschaftliche Disziplinen kommen nun, 1801, verstärkt ins Blickfeld, spiegeln die weitgespannten Interessen Goethes. Nicht zu vergessen die damit verbundenen Besichtigungen der Göttinger Sammlungen zur Kunst, Völkerkunde, Anatomie, Geologie usw., die er im “Akademischen Museum”, Botanischen Garten usw. antraf. Das Spektrum reichte hier bis zur Sternwarte, dem “Accouchierhaus” und der bereits erwähnten Pferde-Reitbahn. Was die Gespräche mit Heyne und Jeremias David Reuß betrifft,

so waren sie wichtig für die Sicherung der großzügigen Unterstützung durch die Bibliothek. Auch „Geselligkeiten“ im engeren Sinne wie abendliche Treffen und Ausflüge in die Umgebung gehörten zu diesen Begegnungen. In den „Tag- und Jahresheften“ resümiert Goethe später: „Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte“. (WA, I, 35, S. 107.) Nochmals sei der Hinweis auf die genannten Göttinger Publikationen zum Goethejahr 1999 erlaubt, in denen all diese Beziehungen vorzüglich dokumentiert und analysiert werden.

Sowohl das Tagebuch von 1801 als auch die späteren „Annalen“ bestätigen, daß diese Begegnung mit Göttingen alles andere war als nur eine freundliche und unverbindliche gegenseitige Wahrnehmung. Sie hatte historische Tiefenschärfe: „Die Gelehrten-geschichte von Göttingen, nach Pütter, studierte ich nun am Orte selbst mit größter Aufmerksamkeit und eigentlichster Theilnahme, ja ich ging die Lections-Katalogen vom Ursprung der Akademie sorgfältig durch, woraus man denn die Geschichte der Wissenschaften neuerer Zeit gar wohl abnehmen konnte.“ (WA, I, 35, S. 107.) Goethe erkannte mit großer Klarheit das Vorbildlich-Modellhafte der Aufklärungsuniversität Göttingen und ihrer wissenschaftlichen Leistungen; die Steigerung von „Gelehrten-geschichte“ à la Püttner zur „Wissenschaftsgeschichte neuerer Zeit“, wie er sie quasi selbst erlebte, ist schon ein wissenschaftshistorischer Grundriß in nuce. Das ist die eigentliche Grundlage für Goethes nahezu unbegrenzte Wertschätzung des Wissenschaftszentrums Göttingen.

Sartorius, der wesentlicher Anteil an dieser vielschichtigen Begegnung Goethes mit Göttingen hatte, galt fast als ein „Lebemann“, - Christian Gottlob Heyne soll von einer „precieusen Eitelkeit“ gesprochen haben. Heinrich Heine, der spätere Göttinger Student, schrieb ein Sonett auf Sartorius und schwärmte 1826 in der „Harzreise“ von „dem großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern ist in unserer dunkeln Zeit, und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremde Leiden und Freuden...“ (Heine-Säkularausgabe, Bd. 1/1, S. 459). Einer der ersten Dankesbriefe nach Goethes Rückkehr geht von Weimar aus an Sartorius. Eine enge persönliche Bekanntschaft beginnt, die in einem langjährigen regen Briefwechsel und einer Reihe von Besuchen von Sartorius und seiner Frau in Weimar zum Ausdruck kommt. Besonders interessant sind die Besuche 1808 und 1814, sie hingen mit Sartorius' Interesse am Erfurter Fürstenkongreß zusammen, bei dem Sartorius einen Einstieg in eine russische diplomatische Karriere erreichen wollte bzw. mit seiner Reise zum Wiener Kongreß als staatsrechtlicher Berater der Weimarer Delegation. Diese Aufgabe war auf Goethes Empfehlung zustande gekommen, dem Sartorius von einem entsprechenden

historisch fundierten Gutachten zur Reform der Reichsverfassung aus seiner Feder berichtet hatte. Wegen seiner ablehnenden Haltung zu Preußen – er hatte 1814 eine anonymen Schrift gegen die “Vereinigung Sachsens mit Preußen”, die bekanntlich ja auch nicht ins Kalkül der Großmächte Rußland und Österreich paßte, geschrieben - schied er aber bald aus der preußenfreundlichen Weimarer Diplomatenriege aus.

Der eigentliche Kern des dauernden produktiven Gedankenaustauschs mit Goethe waren jedoch Sartorius’ historische Werke und seine Geschichtsauffassung, in denen Goethe vielfach seine eigenen Anschauungen wiederfand. Erlauben Sie hierzu einige wenige Streiflichter. Sartorius hatte sich um und nach 1800 außergewöhnlichen Themen gewidmet: So in der von 1802-1808 erscheinenden “Geschichte des Hanseatischen Bundes”, mit außerordentlicher Akribie aus den Quellen gearbeitet und sicher Sartorius’ Hauptwerk. Sein “Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien” von 1811 mußte Goethe nicht nur wegen seines Italienbezugs, sondern wegen der unverkennbarer Parallelität von Römerzeit und Napoleons zeitgenössischer europäischer Politik interessieren. Die Aktualisierung von Spittlers “Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten” durch Sartorius (3. Aufl., 1823) faszinierte Goethe so, daß er die Leküre auch des nachts fortsetzte. Auch Sartorius’ 1795 begonnene Popularisierung der Gedanken von Adam Smith und seine fortgesetzte kritische Auseinandersetzung mit Smith aus deutschem zeitgenössischem Blickwinkel nach 1806 erweckten in den 20er Jahren im Zusammenhang mit der Entstehung von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ Goethes außerordentliche Aufmerksamkeit. (s. Hierzu: Anneliese Klingenberg: Goethes Roman „Wilhelm Meisters Wanderjahre...“. Berlin ; Weimar 1972.)

Um die Affinität zu Sartorius’ Anschauungen zu verstehen, sei der Versuch gewagt, einige wesentliche Komponenten der Geschichtsauffassung Goethes nach 1800 zu benennen. Einen Schlüssel hierzu finden wir in einem Gespräch Goethes mit dem Jenaer Historiker Heinrich Luden, der übrigens mit Sartorius befreundet war und in dessen Haus Goethe 1800 eine erste flüchtige Begegnung mit Sartorius gehabt hatte. Die Auseinandersetzung entzündete sich 1813 an Ludens historisch-politischer Zeitschrift “Nemesis”, die Goethes starkes Mißfallen erregte. Goethe beginnt seine Kritik väterlich persönlich: “Hätten Sie mich aber, ehe Sie sich verbindlich gemacht haben, vertraulich um meine Meinung gefragt, so würde ich Ihnen gewiß das ganze Unternehmen widerraten und Sie aufgefordert haben, bei Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zu bleiben, oder vielmehr, da Sie sich schon in politica eingelassen ... haben, zu Ihren gelehrten geschichtlichen Arbeiten zurück zu kehren, die Welt ihren Gang gehen zu lassen...”. Und dann kommt Goethe schnell zum Grundsätzlichen: “... in der

Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber [über den begrenzten Zeitgeist, insbesondere den Nationalismus der Befreiungskriege] hinweg zu heben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität..." (Goethes Gespräche / erg. u. hrsg. von Wolfgang Herwig. Bd. 2. München 1998. S. 862-869.)

Die Gemeinsamkeit von "Wissenschaft" und "Kunst" kommt überhaupt nicht überraschend. War doch schon das gesamte sogenannte "Horen"-Programm Goethes und Schillers zwei Jahrzehnte zuvor ein großangelegter Versuch, die neuen Fragen der Epoche und der Menschheitsentwicklung, die durch die von Frankreich ausgehenden Umwälzungen an der Schwelle zum neuen Jahrhundert gestellt wurden, in der Abwendung von der Tagespolitik durch ein weit in die Zukunft gerichtetes Programm der ästhetisch-kulturellen Erziehung des Menschengeschlechts zu lösen, "durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie [die "Gemüter" der Menschen] wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen". (Schiller: Ankündigung der "Horen", 1794. In: Schiller-Nationalausgabe. Bd. 22. S. 106.) Jener "unreine Parteigeist", von dem Schiller schon damals sprach, hatte sich in Goethes Augen im neuen Jahrhundert auch in der direkten politischen Sphäre unheilvoll bemerkbar gemacht. Ihm setzte der Kosmopolit Goethe sein Bekenntnis zur Wissenschaft und zur wissenschaftlichen Durchdringung von Geschichte entgegen. Im Grunde ging es nunmehr auch auf diesem Feld um das Erkennen von übergreifenden objektiven Zusammenhängen, wie sie Goethe und Schiller in den großen Schriften der klassischen Autonomieästhetik seit den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts bereits für die Kunst und Poesie herausgearbeitet hatten und die speziell Goethe mit dem Begriff des "Stils" umschrieb, des „Stils“, der "auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis" beruhe, "auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen". (WA I, 47, S. 80.) Wie sehr man sich auch auf dieser höchsten Abstraktionsebene verstand, zeigt einer der ersten Briefe von Sartorius an Goethe nach den Göttinger Wochen von 1801, in dem es heißt: „Wenn das Besondere... bedeutend und deutlich ausgesprochen wird, so erhebt es sich zum Allgemeinen wieder“. (Goethes Briefwechsel mit Georg u. Caroline Sartorius (von 1801 bis 1825) / hrsg. von Else v. Monroy. Weimar 1931, S. 24.) Das Bekenntnis zu einer erkennbaren und darstellbaren, objektiven Gesetzen unterliegenden historischen Entwicklung, das die Abwendung von der Tagespolitik zur Folge hatte, bedeutete nun keineswegs, einen Zusammenhang zwischen historischem Prozeß und den aktuellen, brennenden Fragen des zeitgenössischen geschichtlichen Fortschritts zu negieren. Im

Gegenteil. In Goethes Aufsatz „Das Sehen in subjectiver Hinsicht, von Purkinje“ aus dem Jahr 1819 heißt es: „Nichts aber ist nöthiger, als daß man lerne eigenes Thun und Vollbringen an das anzuschließen, was andere gethan und vollbracht haben: das Productive mit dem Historischen zu verbinden“. (WA, II, 11, S. 271.) Das geschichtliche Denken der europäischen Aufklärung, zu dem Göttingen Bedeutendes beigetragen hatte, spricht aus diesem Satz. Auch über viele der Schriften von Sartorius könnte man diese gewichtigen Worte stellen. Worin aber bestand das „Productive“, das „Nützliche“, wie Goethe auch oft sagte, was Goethe auch in Sartorius' historischen Analysen fand? Im April 1814, inmitten einer Zeit großer Entscheidungen, schreibt Goethe an den Berliner Freund Carl Friedrich Zelter von seinen Gesprächen mit Sartorius in Weimar: „Was ist gegenwärtig wünschenswerter, als sich mit einem Manne zu unterhalten, dessen Geschäft es ist die Kräfte und Verhältnisse der Staaten, bis auf den heutigen Tag zu kennen und gegen einander abzuwägen; es gewährt die größte Beruhigung *dieses ungeheure Ganze zu übersehen* und seine *Hoffnung wegen künftiger Zustände* dadurch zu begründen, anstatt ... vom Augenblick hingerissen, durch Zeitungen verwirrt, und durch Geklatsch gar zerstört zu werden, um so mehr als jetzt nicht allein von dem künftigen Schicksal Europas, sondern von dem der ganzen Welt die Rede seyn kann“. (WA, IV, 24, S. 222). Das „ungeheure Ganze zu übersehen“ und daraus „Hoffnung wegen künftiger Zustände zu begründen“, - da haben wir sie, die untrennbare Verbindung von „Historischem“ und „Productivem“. Ein Lehrbeispiel optimistischer Geschichtsbetrachtung, getragen von einem großen Vertrauen in den Historiker Sartorius, diesen „sehr unterrichteten und schätzenswerthen Mann“ (Goethe an Reinhard, 1809.), - man könnte noch viele solche oder ähnliche Urteile über Sartorius aus Goethes Briefen nennen.

Was waren die Kernpunkte solcher Übereinstimmung? Goethe und Sartorius waren sich einig in ihrer kritischen Haltung zu den erstarrten Verhältnissen des ancien régime. Und die Gewißheit, daß eine neue Epoche unweigerlich angebrochen sei, bedeutete für sie, auch den deutschen status quo kritisch zu sehen, ja ihn zu verändern. Revolutionäre Umwälzungen oder abstrakte und irrationalistische, aus dem Augenblick geborene Gegenkonzepte, lehnten sie jedoch strikt ab. Johann Friedrich Böhmer, ein Göttinger Schüler Sartorius', berichtet über dessen politische Vorlesungen 1815 und 1816: Sartorius „warnte seine Zuhörer vor allen revolutionären Ideen, vor allen vagen Allgemeinheiten über den besten Staat und die beste Verfassung, er entwickelte, daß das Neue in einem Staat nur gedeihe, wenn es aus dem früher Bestandenen, historisch Ausgebildeten hervorstachse... Die neue Constitutionsmacherei erklärte er für ebenso schädlich wie den alten Absolutismus“. (Goethes Briefwechsel mit

Sartorius, S. XVII/XVIII.) Welch eine frappante Übereinstimmung mit Goethes Ansichten in diesen Jahren!

In seiner Schrift „Von den Gefahren welche Deutschland bedrohen und die Mittel ihnen mit Glück zu begegnen“ (1820), in der Sartorius wohl am deutlichsten direkt auf Zeitfragen reagierte, steht der Satz „Nicht alles ist Thorheit was die Liberalen wollen, nicht alles wahr, was die Ultras behaupten, die Wahrheit liegt in der Mitte“. (Goethes Briefwechsel mit Sartorius, S. XVII.) Auch dieser Satz hätte von Goethe geschrieben sein können. (Nebenbei bemerkt, - er klingt unerhört aktuell und würde in einer Bundestagsrede beispielsweise von Guido Westerwelle überhaupt nicht auffallen.)

Es wäre an der Zeit, meine Damen und Herren, diese hochinteressante Affinität Goethe-Sartorius, die hier nur mit einigen Strichen vor Sie hingestellt werden konnte, gründlich zu untersuchen. Wesentliche Seiten der Gesichtssicht des alten Goethe würden hierbei – so denke ich - an Kontur gewinnen. Sehr schnell würde sich erweisen, daß Goethes historisches Hauptwerk, die dritte Abteilung seiner „Farbenlehre“, das bedeutendste Zeugnis von Goethes praktischen und historischen Studien zu und in Göttingen und damit auch des Gedankenaustauschs mit Sartorius ist. Diesem „Roman des europäischen Gedankens“, wie Thomas Mann in seiner „Phantasie über Goethe“ voller Bewunderung schreibt, galten in erster Linie die Göttinger Wochen von 1801. Ohne Göttingen, sein wissenschaftliches Potential und Credo, seine Bibliothek, wäre dieses Werk nicht so möglich gewesen. Doch es wäre vermessen, meine Damen und Herren, dies hier in wenigen Sätzen weiter ausführen zu wollen, obwohl beispielsweise eine Konfrontation der von Goethe in den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“ entwickelten Kritik an der europäischen Aufklärung mit seinem Bild vom Phänomen Göttingen außerordentlich reizvoll wäre. Doch ich muß hier abbrechen. Lassen Sie mich mit zwei Zeugnissen des Gedankengesprächs des großen Weimaraners Goethe mit dem bedeutenden Göttinger Sartorius schließen. Am 17. Juli 1820 antwortet Goethe von Jena aus auf die erwähnte Schrift über die „Gefahren, welche Deutschland drohen“, die ihm Sartorius wie üblich zugeschickt hatte. Er schreibt: „Wenn man, theuerster Herr und Freund, zur Welt überhaupt, besonders zur politischen, sich verhält ohngefähr wie Calanus zu Alexander und seinem Kriegsheer, so ist es gewiß höchst erfreulich, wenn uns ein alter Freund bey'm Ärmel zupft und... das alles noch einmal referiren mag, wie es ohngefähr im Augenblick stehe und was man von der nächsten Folge zu erwarten habe“. (WA, IV, 33, S. 119/120.) Welch eine beklemmende Metapher, - der Philosoph Calanus hatte Alexander den Großen auf dessen Indienfeldzug begleitet und ging nach diesem Erlebnis in den freiwilligen Feuertod! Aber auch welch eine Intimität des brieflichen Gesprächs, welch ein menschliches

Vertrauen in diesen langjährigen Partner, ja Freund. Doch Goethe wäre nicht Goethe, wenn er bei dieser Resignation stehengeblieben wäre. Sein vorletzter Brief an Sartorius vom Oktober 1825 schließt der 76jährige mit einem seiner unvergleichlichen Aphorismen ab: „Ich... gebe mich mit der Vergangenheit ab, suche der Gegenwart etwas abzugewinnen und lausche der Zukunft“. (Goethes Briefwechsel mit Sartorius, S. 201.) Ich denke, auch das ist ein „großes Capital“, das uns noch „unberechenbare Zinsen“ spenden kann.